DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, 26. November 1932

Nummer 80

Florens und Käthchen.

Eine Alt-Heidelberg-Geschichte aus Eichendorffs Leben.
(Zum 75. Todestage des Dichters am 26. November 1932.)

Von Alfred Hein.

Napoleon löste die Universität Halle im Winter 1806 kurzerhand auf, als die Studenten, unter ihnen die Brüder Eichendorff, ein heimliches Freikorps gründeten. Bei Nacht hieß es flüchten — Joseph und Wilhelm von Eichendorff lockte es nach Heidelberg. Und hier am Neckar, wo gerade Brentano und Arnim des Knaben Wunderhorn ertönen ließen, ward der Student, eben noch voller kriegerischer Gedanken, zum leisen zarten Dichter. Görres, der „einsiedlerische Zauberer, der Himmel und Erde mit seinen magischen Kreisen umschrieb", wurde der Lehrmeister des jungen Lebens. Der „novalisierende" Graf von Loeben, der zum Sinnbild seiner romantischen Innenwelt anstatt der Blauen Blume den Karfunkel erkoren hatte, weckte den Dichter.

Im „Roten Ochsen" zu Rohrbach fanden sich diese jüngsten Heidelberger Romantiker im „Eleusinischen Bund" zusammen. Droben im Giebelzimmer des Gasthauses, auf die von Hühnern umgackerte einsame Kastanie des Hinterhofes hinabschauend, führten sie ihre tiefgründigen Gespräche, meist an einen Vers von Novalis anknüpfend, der damals schon jung verhaucht in seinem stillen Grab an der Saale bei Weißenfels schlief und hier in den fast noch knabenhaften, stürmischen Seelen wiedererwachte, die ihn oft wie einen Heiligen anriefen, auf daß er ihren Dichterbund segne. Dionysius und Astralis nannten sich die mit den beiden Dichtern eleusinisch verbündeten Studenten Strauß und Budde, die zusammen mit Isidorus Orientalis — das war Graf Loeben — an einem schönen Maienabend singend die Landstraße nach Rohrbach entlang marschiert waren. Joseph von Eichendorff tauften sie mit echtem Pfälzer Wein und einem mystischen Kantus auf den Namen Florens.

Von jener Stunde an fühlte Joseph mit wachsendem Erstaunen, ja Schrecken, wie er nur noch bei Görres das Dichterische sah und suchte, wie ihm die Rechtswissenschaft der anderen Professoren immer fremder wurde. Stundenlang konnte er, die Vorlesungen schwänzend, droben auf den Neckarhöhen stehen und gen Mannheim in die Rheinebene schauen. Er ahnte selbst nicht, daß es Stunden ewiger Spiegelung waren: Seine Seele nahm die anmutfeine Landschaft ihrer tausend später gesungenen Lieder auf, die ja fast alle von solch Waldeshöhen ins Tal hinabgejubelt sind.

Und eines Abends im späten Herbst sah er Käthchen. Auf der schnurgeraden Straße nach Schwetzingen, die er einsam entlang ritt, um in dem märchensamsten aller Schloßparke die Knabenträume von Lubowitz auferstehen zu lassen. Die Kleine trug auf dem Kopf einen Korb mit Gemüse. Als Joseph sah, daß sie das schönste Urbild der mignonhaften, schwarzbraunen Mädchen des Odenwaldes darstellte, sprach er sie studentenkeck an, durfte ihr im nächsten Augenblick schon den Gemüsekorb abnehmen, um ihn auf sein Roß zu laden. Nur als er die Trägerin selbst vor sich hinsetzen wollte, wehrten zwei schnell mit Küssen bedeckte Hände ab.

Noch fanden sich keine eigenen Verse auf den Lippen des Zwanzigjährigen, aber die Strophe des Novalis verließ ihn nicht die durchwachte Nacht, die dieser Begegnung folgte: „Er heftet unverwandte Blicke — auf diese liebliche Gestalt, — daß er in sein Gemüt sie drücke, — eh' sie zur Nacht hinüberwallt."

Er hätte das Marmorbild der Galathee im Schwetzinger Schloßpark in die Geliebte verwandeln und rauben mögen — ja, unvergeßlich drückte sich die jäh für immer entzückende Gestalt des Mädchens in sein aufruhrwildes Gemüt. Als er am andern Abend bei den Freunden im „Roten Ochsen" zu Rohrbach erschien und der Graf Loeben ihn mit „karfunkelnden" Versen begrüßte, da antwortete Florens mit einem selig dahinsingenden Lied so schön, daß Australis alias Budde fragte, ob er ein verschollenes Lied des Novalis ausgegraben hätte.

Der Winter brachte das große Liebesleid, dem noch nach Jahren und Jahrzehnten süßeste Liebeslieder entquellen sollten. Käthchen begleitete den schlanken, blonden Freiherrn aus Schlesien auf seinen einsamen Spaziergängen willig wie jenes Kätchen des Grafen Wetter vom Strahl, dessen Strahlenburg unfern von Heidelberg an der Bergstraße ragte. Sie führte ihn in ihr Vaterhaus. Und oft saß an Sonntagnachmittagen Joseph zwischen Vater und Tochter bei einem Glase Wein, der aus den Reben des Weinbergleins am Hause gepreßt war; sie führten fromme Gespräche über biblische Dinge. Aber von dem Tag an, da er ihr auf einer Schlittenfahrt nach Neckargemünd die Liebe gestand, ging Käthchen ihm aus dem Wege. „Große, große Schmerzen", verkündet nur des Studenten karges Tagebuch. Und dann: „Nachmittags schrecklich nachgelaufen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Hinausgucken bei meinem Hinaufgehen in der langen Straße — —"

Doch das hinausguckende Käthchen rief ihn nicht mehr, der ihren Namen in den Schnee schrieb. Eichendorff flüchtete nach Heidelberg zurück zu Görres und fand den Magier, im Dunkel zwischen Frau und Tochter in seiner gemütlich-stillen Studierstube sitzend, beim Tee. Als Görres Licht anzünden wollte, bat Joseph: „Kein Licht — jetzt — ich möchte heute über Novalis mit Ihnen reden."

Görres nickte. Die Frauen ließen die Männer allein. Die sprachen über die „Hymnen der Nacht". Als Görres die Worte Hardenbergs zitierte: „Vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern wie Abendnebel nach der Sonne Untergang", da rannen Tränen über das Antlitz des Liebeflüchtigen, er verabschiedete sich unvermittelt, lief nach Rohrbach zurück und sprach mit Käthchens Vater über sein Herzeleid.

„Sie ist seit einem Jahr mit einem Kammerdiener im Mannheimer Schloß verlobt, Herr Baron — mit einem Diener — die Dienerin — wie sich's geziemt", erklärte der Alte das traurige Liebesrätsel.

Das zerbrochene Herz spannte sich Saiten zum Trost. Und horch, die Harfe des Florens erklang mit eigenem Ton. Die ersten Eichendorff-Lieder von Frühling und Liebe erblühten, als der Dichter im Mai 1808 Heidelberg verließ, um es nie wiederzusehen, aber für ewig als Traumbühne seiner Dichtungen mitzunehmen.

★

Die Hände.

Skizze von Victor Meyer-Eckhardt-Düsseldorf.

Hermann Schenk entstammte einer jenen alten Familien, die in der Uebereinstimmung überlieferten Ranggefühls und äußerer Daseinsführung noch heute ein Gebot der Gesellschaftsordnung erblicken. In auskömmlichen Verhältnissen aufgewachsen, lebte der kaum dreißigjährige, von den Berufensten schon anerkannte Maler mit der Mutter in einer dürftigen Wohnung und hatte überdies in einem anderen Viertel der Stadt eine Dachkammer zum Werkraum. Indessen verkaufte er seit langem nichts mehr. Seit vielen Monaten waren die vollendeten Bilder dem Kunsthändler Weigelt vergeblich in Auftrag gegeben. Die einzig verbliebene Einnahme, eine winzige Rente der Mutter, reichte nicht einmal aus, sie vor dem Hungertode zu wahren — da entschloß sich Hermann Schenk, durch seine Körperkraft zu verdienen, was ihm der Genius nicht einbringen wollte. Nach beschämendem Irren und Suchen fand er für die Nachmittagsstunden eine Stelle als Packer in einer Möbelfabrik. Das warf im Monat vierzig oder auch fünfzig Mark ab. Der Mutter brachte er dieses Geld als einen Erlös, den er durch Verhandeln von Skizzen und Zeichnungen an Freunde gewonnen habe, denn von seiner wahren Beschäftigung der mehr als sechzigjährigen, in fast eigensinnigem Stolze alt gewordenen Frau zu erzählen, erschien ihm unmöglich. Zur Sorge ward ihm der Einfall, die Aufmerksame möge von seinen Händen, die zusehends mehr die Spuren seiner rauhen Tätigkeit wiesen, sein Geheimnis ablesen können. So weilte er denn nur morgens wirklich in seiner Werkstatt und malte dort mit dünnstem Aufstrich schon eintrocknender Farben auf Pappe und Kistenholz, was ihm noch aus der Seele wollte. Den Entwurf zu einer geplanten großen Darstellung von sechs Jäterinnen auszuführen verwehrte ihm der Mangel aller notwendigen Stoffe.

Die erste Nachricht des Kunsthändlers, daß eines der kleineren Bilder für siebzig Mark untergebracht sei, erfreute ihn nur halb, weil er sich um das Wohlsein der Mutter zu quälen begann. Nichts aber verriet er ihr von seiner Angst um ihr Aussehen. Ihre Müde und Schwäche wäre nur durch bessere Nahrung zu beheben gewesen, und eben diese lehnte sie ab auch nach dem unverhofften Verdienst. Nun malte er halbtags an dem größeren Werk. Und er hatte das Glück, daß Weigelt wohl jeden Monat ein anderes der früheren Bilder zu einem ähnlichen Preise verkaufte. Nach einem halben Jahr waren die „Jäterinnen" im Rahmen — auch dieses Bild trug er zum Händler.

Die Mutter schien ihm jetzt völlig verwandelt. Nachlässigkeiten ließ sie in der Wohnung zum Vorschein kommen, und oftmals im Abendgespräche waren ihre Antworten kurz oder sinnlos, oder sie blieben aus. Nur das Lächeln, das Mutter und Sohn zu den Tageszeiten einander zeigten, strahlte so rein wie immer. Der Gedanke, daß er sie einmal, und bald vielleicht, werde entbehren müssen, machte ihn vollends elend und dumpf. Ueberfiel ihn im Bett dieses Leid, so wälzte er sich ruhelos für Stunden.

Am 3. Januar fand er in der Arbeitskammer eine neue Nachricht von Weigelt; diesesmal eine Drahtpost, die den Maler für sieben Uhr abends in die Handlung bestellte. Schenk durfte Besonderes erwarten, aber zu hoffen wagte er nicht. Als er den blendend erleuchteten Geschäftsraum betrat, hörte er die Stimme des Kunstmannes aus der Schreibstube raunen. Sogleich zog er sich in die äußerste Ferne des Ladens zurück, weil Weigelt nicht liebte, daß seine Betreuten von seinen Bräuchen erführen. Als er wiederum Sprechen vernahm, blickte er auf. Der Händler geleitete eine Dame, die ein Paket hielt, zum Ausgang. Glich nicht jene zarte Gestalt sehr seiner Mutter? War sie es nicht selbst?

So kam es, daß er Weigelt, sobald er ihn begrüßt hatte, zuerst nach jener Dame fragte. Der zog ungeduldig die Luft durch die Lippen. „Ich kenne sie nicht — aber sie ist die Abnehmerin Ihrer Bildchen."

Schenk zuckte zusammen, doch lachte er dann schon über sich: Sein Irrtum war jetzt erwiesen.

„Viel mehr wird Sie etwas anderes interessieren", fuhr der Händler fort, „der Staat will Ihre ‚Jäterinnen' erwerben, der Agent leider nur mit Ihnen in Verlon ver-

handeln: morgen früh um zehn an diesem Ort. — Wollen Sie gefälligst dieses unterschreiben?"

Er schob einen Zettel hin: dreißig Prozent hatte sich Weigelt gesichert.

Der Maler setzte seinen Namen unter das Blatt.

„Daß Sie nur kräftig fordern, nicht unter zwölftausend!" Weigelt ereiferte sich. „Denn es ist ganz gewiß, daß die Leute in Ihr Bild wie vernarrt sind."

Schenk nickte — und nickte noch immer, als ihn der Kunsthändler, der recht höflich geworden war, aus der Tür ließ.

Als er das Zimmer seiner Mutter betrat, war die Freude in ihm erst mächtig geworden. Er bemerkte noch eben, daß der Tisch ohne Speisen war, dann stürzte er sich der Frau zu Füßen und erzählte sein Glück — sie weinte lange.

Als sie sich dann aufstützte aus ihrem Sessel, um in die Küche zu gehen, gedachte er wieder der Sinnestäuschung in dem Geschäft. Er eilte ihr nach und faßte sie beim Arm. „Mutter, was hast Du heute bei Weigelt getan?" fragte er mehr aus Uebermut als im Ernst.

Die Mutter setzte sich auf den Holzstuhl und griff ihn bei den Gelenken. „Mein Sohn", sagte sie, „was ist denn aus Deinen Händen geworden? Sind Dir beim Malen die Nägel zersplissen, diese Risse und Schnitte in die Haut gekommen?"

Er wollte ihr bestürzt die Hände entziehen — sie behielt sie nur fester und küßte sie nacheinander. „Kein Wort, Kind, laß mich zu Ende reden! — Das von Deinen Händen habe ich immer gewußt, ich wußte von Deiner Arbeit." Sie richtete sich fast heftig auf. „Aber Dein Recht war auch mein Recht. Darum tat ich guten Gewissens, was Du mir nie erlaubt haben würdest."

„Was tatest Du?"

„Soll ich lügen, wo alles vorüber ist? An den Vormittagen habe ich in einem Haushalt geholfen, an den Nachmittagen in einem andern Kinder verwahrt. Mich hat es zerstreut."

„Mutter!" — wieder war er in die Knie gesunken.

„Still, Hermann! Es mußte sein. Nur indem Du Deine Bilder verkauftest, konnte ich Dir ja helfen. Ging das ohne Geheimnis?" Sie sprach auf den Schluchzenden ein in ganz klarem Ton. „Wie nanntest Du denn Dein Werk? Auch ich wollte mitjäten an unserem Leben."

Er wischte sich die Tränen aus den Augen und spähte um die grauen Finger der Frau. „O Mutter — Du hast es an meinen Händen gesehen — und ich nicht an den Deinen..."

Schlangen in der Hafenkneipe / Skizze von Wilhelm Auffermann, Wien

Saß ich da in einer nächtlichen Hafenschenke, in Palermo, Sizilien. Es war eigentlich nichts Besonderes. Hatte mehr Temperament und Romantik erwartet. Matrosen von Uebersee und Fischer, auch Erwerbslose, saßen hier genau so herum wie in Neapel, Barcelona und Cadiz. Einige alte Mädchen dazu. Nur die Fiaskos waren größer und der Wein schwerer. Es wurde sinnlos viel getrunken.

Am Nebentisch hatte sich so eine Art Erzählergemeinde gebildet. Wunderbar anzusehen, wie die Zuhörer sich dabei beschäftigten, kunstgerecht und tiefsinnig und mit staunenswerter Ausdauer durch ihre Zahnlücken auf den Boden zu spucken. Phantastische Geschichten wurden erzählt, wahre Erlebnisse; jeder glaubte dem andern gern und wartete ungeduldig, um noch besser aufzuschneiden.

Sie kamen nach weitem Umweg auf Schlangen zu sprechen, und ein kleines seltsames Männlein, das sie mit Umberto anredeten, mit einem Kopf wie ein Riese und einem Rübezahlbart, meldete sich ungestüm zum Wort.

„Es war mein erstes Schiff", erzählte der kleine Kerl, „ein Handelsschiff. Ihr wißt, ich bin nicht von hier. Von drüben. Nachts hatte ich mich heimlich über die Laufplanke geschlichen, an Bord, und von dort unter Deck. Die Bunker waren mit Baumwollballen gefüllt. Essen hatte ich mit. Acht Tage, bis zum nächsten Liegehafen, konnte ich es schon aushalten. Wenn der wachthabende Matrose morgens und abends seine Runde machte, versteckte ich mich hinter die Ballen. Nachts schlief ich darauf. Zwei Tage ging alles gut. In der dritten Nacht aber weckte mich plötzlich ein Rasseln neben mir. In der Dunkelheit konnte ich nichts sehen. Vermutete eine Ratte. Blieb still liegen und hörte nach einigen Minuten ein neues Rasseln. Fühlte plötzlich auf meinem nackten Fuß etwas Kaltes, Schleimiges kriechen. Eine Schlange! Ich hielt mich unbeweglich. Der furchtbare Schlafgenosse, dessen Größe ich plötzlich empfand, kroch jetzt über meine Beine und meinen Körper und zuletzt sogar über mein Gesicht. Die Bewegung eines Muskels hätte meinen Tod veranlaßt. Das befähigte mich, diese entsetzliche Nervenprobe auszuhalten. Eine ganze Stunde lang kroch das Reptil vor- und rückwärts. Zuletzt blieb das Biest an meinem Kopf liegen. Schlief ein, von seiner Sicherheit überzeugt. Wie auf Spinnenbeinchen ging die Nacht vorbei. Endlich, endlich, brach der Tag an. In der Morgendämmerung sah ich mich sorgfältig um, erhob mich geräuschlos und suchte mir einen schweren Gegenstand. Eine Kette. Die Schlange war nicht mehr zu sehen und mußte sich unter meinen Rock, den ich als Kissen benützte, verkrochen haben. So war es auch. Ich lüftete den Rock ein klein wenig, bis der Kopf des Tieres zum Vorschein kam. Zerschmetterte ihn mit der Kette. Verflucht soll ich sein", bekräftigte der Erzähler den guten [illegible] dieses fürchterlichen Erlebnisses, „wenn das nicht die schrecklichste Nacht meines Lebens war. Es ist ein gruseliges Gefühl, wenn man sich so plötzlich vor die Ausgangstür des Lebens gestoßen sieht und an der Schwelle des stillen Jenseits steht. Ich möchte keinem von Euch wünschen, in meiner Lage gewesen zu sein."

Die Umsitzenden schwiegen verärgert. Beneideten den alten Wasserzwerg mit dem Riesenbart um seine ausnahmsweise wahre Geschichte.

Ich fragte und forderte ihn auf: „Erzähl, was weiter geschah! Ging die Schwarzfahrt gut aus?"

„Ja, Herr", antwortete er. „Dummerweise hatte ich die tote Schlange liegen lassen, und sie wurde von der Tagwache gefunden. Sie suchten mich, gaben mir etwas Prügel, versprachen mir weitere mit der neunschwänzigen Katze und schleppten mich vor den Alten. Als ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, schenkte er mir die Strafe, angeblich wegen meines außerordentlichen Mutes und meiner Kaltblütigkeit. Ich reiste mit derselben Kiste gleich weiter, kreuz und quer. Hatte feste Heuer genommen. — Herr, aber das war alles vor fünfunddreißig Jahren. Damals war ich ein junger Bursche und kannte noch keine Nerven."

Ein anderer Matrose klaubte sich nun umständlich einen neuen Priem und brachte es dick:

„Umbertos Erlebnis ist zwar unheimlich", begann er frech, „aber lange nicht so gefährlich, wie es sich anhört. Das Biest wird bestimmt alt und zahnlos gewesen sein, sonst hätte es nicht so lange geschlafen."

Die Augen des Wasserzwerges mit dem langen Bart wurden rund.

Der andere fuhr selbstherrlich fort: „Das war ich. Und in Guayana. An einem schwülen Nachmittag war ich im Freien eingeschlafen und träumte von meiner Frau. Sie war sehr zärtlich. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich geschlafen habe. Mich riß ein wundersames Gefühl an meinen Fußsohlen aus dem Schlummer. Noch im Halbschlaf richtete ich meine krummen Blicke nach unten, und auch ich werde niemals den Schreck vergessen, der mich durchbebte, als ich Kopf und Hals einer ungeheuren Schlange erblickte, die trotz ihrer Jugend gut fünfzigmal so groß war wie die von Umberto und außerdem besonders giftig, wie ich sofort erkannte."

Der kleine bärtige Mann bekam noch empörtere Augen.

„Die Schlange bedeckte meine Beine fleißig mit Speichel, ein Verfahren aller Schlangen, wie mir einfiel, das dem Verschlingen vorhergeht. Habe ich recht? Einen Augenblick, aber nur einen kleinen Augenblick, war ich wie betäubt. Dann überlegte ich. Waffen hatte ich keine bei mir. Ich mußte mir anders helfen. Fühlte Mutters Grütze im Kopf. Stellte mich weiter schlafend. Und während das Ungeheuer nun mit der Einspeichelung des linken Armes begann, wischte ich vorsichtig, vorsichtig, den Speichel von den Füßen wieder ab. Ich hatte gerade meine Füße so schön sauber und trocken wie ein frischgewaschenes Segel in der Sonne, als die Schlange mich verschlingen wollte. Ihr könnt Euch die erstaunten Augen des Reptils unmöglich vorstellen, als es meine trockenen Zehen sah! Augen, wie silberne Westenknöpfe, wie soeben aus einer fetten Sardinenbüchse geangelt. Aergerlich begann das Biest nochmals die Bespeichelung meiner Füße. Einstweilen säuberte ich mir nun Arme und Brust. Fünfmal wiederholte sich dasselbe Spiel, und ich hoffte vergebens, daß dem Vieh endlich die Spucke ausgehen würde. Ganz sonderbar wurde mir zumute. Der reine Duft des Wassers und die Melodie des Windes in den Rohrpflanzen waren ein trauriges Abschiedslied. Plötzlich, ich hatte die Schlangenspucke soeben wieder von den Beinen entfernt, rollte ein Schuß durchs Röhricht. Die Schlange erhob mit furchtbarem Gezisch ihren Körper in die Luft. Dann knallte noch ein Schuß, und sie fiel und rollte sich zuckend zusammen. Meine Kameraden, die, beunruhigt durch mein langes Ausbleiben, mich suchten, hatten mir das Leben gerettet. Die Schlange war vierzig Meter lang", schloß der Matrose sein Abenteuer, „und hatte fünf Giftzähne so groß wie Hühnereier, ja, wie ausgewachsene Hühnereier." Er spie seinen Priem aus und spülte mit einem neuen Glas Wein seine Unverfrorenheit von der Zunge in den Magen hinunter. Schaute herausfordernd Umberto an.

Umberto, der vor Aerger und Alkohol halb eingeschlummert war und nun aufhörte zu schnarchen, erwachte ganz und grinste so listig, daß alle erschraken und glaubten, er würde etwas an der Sache bezweifeln.

„So große Schlangen gibt es ja gar nicht in Guayana, ich war ja auch schon dort", wagte er wirklich einzuwenden.

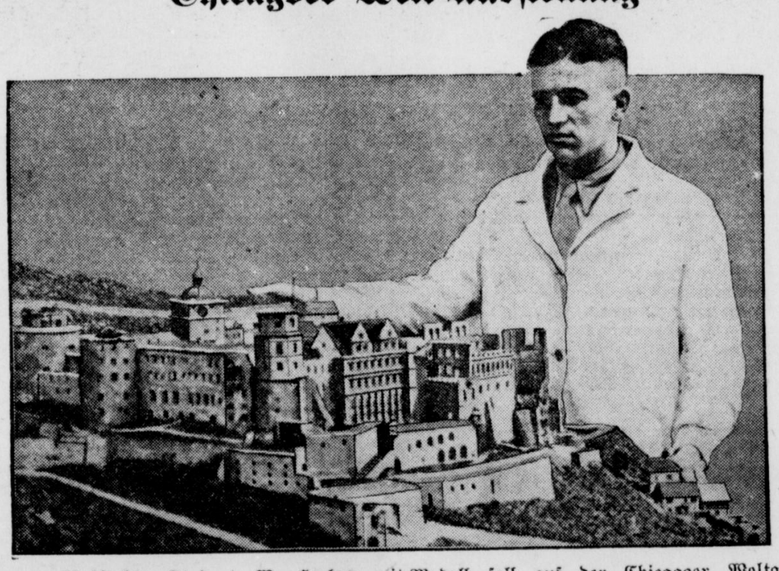
Der andere ließ sich nicht aus der Ruhe bringen: „Du irrst Dich, Umberto, und bist schon zu lange fort von Guayana, aber die Schlangen haben noch immer nicht aufgehört zu wachsen", sagte er. „Eines verstehe ich jedoch jetzt, worüber ich mir lange vergebens den Kopf zerbrochen habe: Im Bauch der Schlange — wir hatten sie aufgeschlitzt — fanden wir zu unserer größten Ueberraschung ein Eingeborenenmädchen. Noch lebend. Mit süßen Händchen und noch süßeren Füßchen. „Habt Ihr nicht meinen schönen Umberto gesehen?" flötete es und flüchtete, als es unsere großen Augen sah, schnell in den dunklen Wald."

Die ängstlichen Gesichter aller hellten sich auf, nur der bärtige, dickköpfige Seemann knurrte etwas Unverständliches. Es war aber nicht so arg.

Langsam kamen neue Erzählungen in den Gang. Plötzlich zog einer ein Stück Papier aus der Tasche und begann mit Bleistift zu schreiben. Und dann? Ja, was war denn los? Plötzlich wie weggeblasen die bunten Abenteuer. Statt dessen schrieb nun einer nach dem andern seine Briefe. Langsam und schwer, aber doch sehr schön waren die Schriftzüge: „Liebe Frau! ..." Oder „Liebe, Liebste Mutter! ..."

Flog durch die schmutzige Hafenschenke ein kleiner Engel? Es war so still.

Eine Nachbildung des Heidelberger Schlosses für die Chicagoer Welt-Ausstellung



Der Heidelberger Architektur-Student W. Hacker mit dem Modell des Heidelberger Schlosses, das er in einhalb Jahren mühevoller Arbeit anfertigte. Das Modell soll auf der Chicagoer Weltausstellung 1933 gezeigt werden.

Das Land der 40 000 Dichter.

Die Vereinigten Staaten sind ja schon immer das Land der großen Zahlen gewesen, aber was da kürzlich über den Bestand an Dichtern gemeldet wurde, klingt doch wirklich beunruhigend. Nicht weniger als 40 000 ausübende Poeten soll es nach neuesten Ermittelungen im Reiche des Sternenbanners geben; wohlgemerkt, nur die „ausübenden" sind berücksichtigt, die Dichter im Ruhestande und jene, die ihren Pegasus nur vorübergehend abgesattelt haben, wurden noch gar nicht einmal mitgezählt. Dabei ist das Beunruhigende weniger die absolute Zahl der Dichter als das Tempo, in dem diese zunehmen. Zu Beginn dieses Jahrhunderts gab ein gewisser Michael Rosetti eine Anthologie der amerikanischen Poeten seiner Zeit heraus; das Ergebnis des 500 Seiten starken Werkes waren ganze 76 Namen von Dichtern, wozu Rosetti allerdings bemerkte, daß seine Sammlung nicht erschöpfend sei. Immerhin war es genau das Vierfache der ersten amerikanischen Anthologie aus dem Jahre 1791, die es nur auf 19 Dichternamen gebracht hatte. Und jetzt in drei Jahrzehnten der Sprung von 76 auf 40 000! Man stelle sich vor, wie es in Amerika aussehen wird, wenn das im gleichen Verhältnis so weitergehen sollte.

Sturm von Ost.

Eine Vision von Vergangenem und Kommendem,
erzählt von F. Gebhardt.

Düster wuchtet Burg Crossen über dem Uferrand des Oderstromes. Breit, mit schäumenden Wogen flutet er vorüber, hochgeschwollen von der Schneeschmelze im fernen Gebirge. Um die Weidenbüsche am Uferrande schimmert es goldgrün, wie Ahnung nahenden Lenzes; aber noch verhüllt schwarzes Gewölk den Himmel. Wild tost der Sturm. Von Ost her. Trägt er die Wetter mit sich, lodernde Flammen eines Weltenbrandes, der Untergang droht allem, was auf seinem Pfade liegt? Wie Hilfeschrei gellt es aus dem Wogenrauschen. Klirrt der Kampfruf auch aus dem Hufschlag, dem Rossewiehern, dem Waffenklang, der eben den Burghof durchdröhnte?

Bis hinauf in das dämmerige, niedrige Frauengemach dringt der Lärm der Waffen, der Wellen und Winde wohl nicht. Tief in Gebetsandacht versunken kniet die Herzogin Hedwig vor dem Bilde des Gekreuzigten. Im härenen Gewand, wie sie es trägt, seit sie Witwe geworden. Schon vorher war ihr Sinn weltabgewandt, ihre Seele erdenfern. Erdentrückt leuchtet auch jetzt ihr Auge aus bleichem Antlitz. Wie das einer Seherin, die da lauscht und Dinge schaut, die den andern verborgen sind. Schaut sie, lauscht sie, was die Stimmen der Winde und Wasser, der leise klirrenden Waffen künden wollen? Künftiges Geschehen, dräuendes Unheil — herrlichste, erhabenste Opfertat? Grausen tritt in ihren Blick, der sich schließt, und wieder sinkt sie nieder, und lautlos murmeln die Lippen im Gebet: „Herr, nicht wie ich will — Muß es sein, das heilige Opfer, auf daß Dein Reich gerettet werde, Dein Wille geschehe!“

Stumm, reglos liegt sie lange. Bis hinter ihr leise die Tür sich in den Angeln dreht. Ein Gewappneter steht auf der Schwelle. Den Helm hat er vom Haupt genommen. Es neigt sich in Ehrfurcht vor der Frau, die sich langsam aufrichtet und ihm entgegensieht. „Zürne mir nicht, o Mutter, daß ich Deine Andacht störe! Nichts Geringes ist, was mich in dieser Stunde hertreibt.“

„Und was ist's, das Herzog Heinrich von Schlesien von der Witwe dessen begehrt, von dem er sein Herrentum erbte?“

„Deines Segens, Deines Gebets Kraft, Du Fromme! Williger als anderem Gebet neigen sich dem Deinen die himmlischen Fürbitter. Der Hilfe, der Kraft von oben wie durch uns selber bedürfen wir, bedarf der Herzog zumal, der Führer in dem Kampf, den wir durchkämpfen müssen.“

Frau Hedwig hebt die Hand: „Ich weiß, ich kenne die Not, die Dich hertreibt.“ Da bricht es wie Schrei von seinen Lippen: „Die Not des Abendlandes, die Not der Christenheit. Furchtbar droht die Gefahr, die sich von Ost auf Flügeln des Sturms heranwälzt.“

Sie unterbricht ihn: „Ich sah ein gräßlich Gesicht im wachen Traum. Des Ostens Drache reckte sich auf mit fletschenden Zähnen. Geifer und Brodem brachen aus seinem Rachen. Gelbschwarz stierte sein fratzenhaft Antlitz, gewaltig ringelte sich sein Schweif, dräuend hob er die Tatzen und schlug die Krallen tief in den Grund. Sturm und Feuer war sein Atem, Vernichtung wurde allem, was er traf.“ Im emporgewandten Antlitz steht wieder das Grauen. Der Mann vor ihr starrt düster vor sich hin: „Du sagst es, o Mutter. Der Drache des Ostens, die Söhne, die Erben des Dschingis-chan, die Dämonen des Abgrunds — es geht um's Letzte — der Antichrist ist los!“

Das Grauen in Frau Hedwigs Zügen wandelt sich zu begeistertem Ernst: „Der Antichrist ist los. Er führt seine Scharen wider die Kinder des Herrn. Aber Gottes Engel werden mit denen sein beim gewaltigen Endkampf. Sie fahren im Sturme daher auf rauschenden Schwingen, und ihre Posaunen dröhnen: ‚Wachet auf, Ihr alle, die Ihr Christi Namen tragt! Wappnet Euch im Glauben und Einheit! Der arge Feind, der Antichrist ist los.‘ Wehe Dir, Christenheit, wehe Dir, Abendland, so Du den Mahnruf nicht hörst!“ Erschöpft hält sie inne.

Herzog Heinrich aber lacht bitter auf: „Einigkeit? Des Abendlands Völker in West und Süd, die Stämme des Reiches, sie alle, die sich Christen nennen, sie hadern wider einander um Irdisches, um Besitz und Macht, um Herrenrecht und Kronen. Blinde Zwietracht hetzt Bruder gegen Bruder. Jeder will für sich erraffen, soviel er nur mag. Keiner achtet der nahen, der furchtbaren Gefahr, die von Osten hereinbricht.“

„Stehst Du, Herzog von Schlesien, nicht kampfbereit und gewappnet?“

„Die wir die Ostwacht halten, werden wir, wenn wir gleich zusammenstehen, dem andringenden Feind die Stirn bieten können, es hindern, daß er die Grenzen überflutet, sich verheerend in deutsche Gaue ergießt? Und wenn wir ihn zur blutigen Entscheidungsschlacht stellen — auf schlesischem, auf deutschem Grund wird das Furchtbare anheben, und deutsche Erde sich mit unserem Blute röten. Wird das Opfer dem Abendlande Rettung bringen? Wurden sie nicht schon alle reif zum Untergang, zum Tage der letzten Ernte? Wehe Dir, Christenheit, wehe Dir, Abendland, daß Du Deiner heiligen Sendung, Deiner selbst vergaßest!“

Ueber Frau Hedwigs Antlitz fliegt himmlische Verklärung: „Nicht sollst noch darfst Du zagen, Schlesiens Herzog Wächter im Ost! Denn Du bist erwählt und berufen, den Drachen zu bezwingen wie einst der fromme Ritter Georg. Sankt Michael und seine Helfer sind mit Dir. Ströme des Opferblutes werden fließen, auch Deines. Doch nimmer vergebens, so Du ausharrest. Umkehren muß der Antichrist, denn des Ewigen ist der Sieg. Die Völker der Christenheit, des Abendlandes werden aufatmen, weil Du sie sterbend errettet hast. Knie nieder, Heinrich, mein Sohn, daß Deine Mutter Dich segnend zum Opfertod für Deutschlands, der Christenheit Sache weiht! Bleibe stark, Wächter im Ost, Retter der Deinen!“

Erschüttert kniet Herzog Heinrich. Segnend legt die Mutterhand sich auf sein Haupt. Dann schreitet er stumm hinaus. Im Burghof schallt es aufs neue von Gewieher, Hufschlag und Waffenklirren, das Tor fällt zu, die Zugbrücke nieder. Dann wird es still. Nur der Sturm, der Wogendrang von Osten her füllt die Luft mit Brausen. Bringt er den Frühling und neues Leben, der Sturm von Ost? Bringt er Vernichtung und Untergang?

Frau Hedwig steht und lauscht und späht vor sich hin. Klar schwebt vor ihr das Bild dessen, was in naher Zukunft kommen wird, als unentrinnbares Schicksal. Kampf, entscheidender Endkampf auf deutscher Erde, auf den Gefilden der Ostmark. Ströme geopferten Bluts, auch das ihres einzigen Sohnes!

Ihre Lippen beben, ihr Auge umflort sich. Ihre Hand preßt sich auf das Herz: „Sieben Schwerter — wie Dir, Maria, Himmelskönigin!“ Und im Stoß des Oststurms erzittern die Mauern des alten Piastenschlosses am Oderstrom.

★

Lukrezia und der grüne Himmel.

Skizze von Josef Robert Harrer-Wien.

Als der Maler Angelo di Cosimo, den man Bronzino nannte, im Sommer des Jahres 1532 von Pesaro, wo er zwei Jahre lang am Hofe des Herzogs Guidobaldo gemalt hatte, gegen Florenz ritt, überraschte ihn nahe bei einem alten Kastell ein plötzlich aufsteigendes Abendgewitter. Ein Sturmwind raste durch die Schlucht. Nur mit Mühe konnte der Maler sein Pferd beruhigen. Er lenkte es einer kleinen Hütte zu, die unterhalb des Kastells wie ein Vogelnest am Felsen klebte.

Dort band Bronzino sein Pferd an und betrachtete dann die Landschaft, die in merkwürdiger Färbung vor ihm lag.

Die Sonne stand tief; vereinzelte Strahlen schoben sich durch die wuchtigen Wolken. Rötliches Dunkel erfüllte die Gegend. Und plötzlich bekamen die Wolken eine seltsame grüne Farbe, wie er sie noch nie am Himmel gesehen hatte. Bronzino liebte außergewöhnliche Farben; dieser grüne Himmel brachte ihm Entzücken, das seine Malerphantasie unglaublich anregte.

„Nun sollte sich ein schöner Mädchenkopf mit goldhellen Haaren von diesem Wolkengrün abheben!“ dachte Bronzino. Im gleichen Augenblicke eilte eine junge Frau den Weg herauf, der an Bronzino vorbei zum Kastell führte. Bronzino starrte dem schönen Mädchen entgegen. Ihm war, als träume er. Sekundenlang blieb nun die Eilende stehen und atmete hastig. Ihr goldhelles Haar tauchte in das Grün der Wolken. Bronzino sah, was er sich eben gewünscht hatte.

Schon wollte sie ihren Weg fortsetzen, als ihr Bronzino, den sie nicht bemerkt hatte, mit lauter Stimme zurief: „Donna, Donna, ich bitte Euch. Bleibt stehen, wie Ihr steht!“

Das Mädchen stutzte. Als es den braunen Maler erblickte, lachte es und rief: „Ihr wollt wohl daß mich das Gewitter erreicht, daß ich durchnäßt werde?“

Bronzino hatte inzwischen sein Malgerät aus der Satteltasche geholt und meinte: „Es wird nicht regnen. Aus grünem Himmel kommt kein Regen. Ich bitte Euch, Donna, bleibt! Ich will Euch malen.“

Das Mädchen sah furchtsam gegen den Himmel, blieb aber doch stehen. Das Bild, das Bronzinos Augen einsogen, war schon wie ein Traum. Hastig zeichnete er, dann griff er zu Pinsel und Farbe.

Der Sturm hatte sich gelegt; das Grün der Wolken blühte heller, und aus Ritzen der grünen Wolken leuchtete tiefblauer Himmel.

„Ich bin müde. Seid Ihr noch nicht fertig?“

Bronzino bat: „Noch einige Minuten, Donna! Ihr seid schön wie die Heilige Madonna.“

Als er die Skizze beendet hatte, kam das Mädchen näher. „Ich bin der Maler Angelo di Cosimo di Mariano, den man überall Bronzino nennt.“

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. „Ihr seid Bronzino? Ich dachte, Bronzino sei ein alter Herr!“

Der Maler lachte. „Und wer seid Ihr?“

„Ich bin Lukrezia, die Tochter des Pietro di Malti. In dem alten Kastell wohne ich.“ Sie betrachtete Bronzinos Skizze und freute sich darüber. „Ihr könnt heute nicht mehr weiterreisen“, sagte sie dann. „Die Nacht kommt bald. Wollt Ihr bei uns übernachten?“

Bronzino stimmte gerne zu. —

Einige Wochen später, als der Maler in Florenz von dem Fürsten Panciatichi den Auftrag bekam, die Heilige Familie darzustellen, erinnerte sich Bronzino an sein Erlebnis mit Lukrezia. Schon damals hatte er das Mädchen als Madonna angesehen. Ihr heiteres Wesen, ihre Gastfreundschaft, ihre natürliche und doch unendlich vornehme Schönheit bewogen ihn, die Skizze, die er von ihr gemacht hatte, für sein Gemälde zu verwenden. Er ritt am nächsten Tage zum Kastell der Malti und sprach mit Lukrezias Vater. Als dieser den Namen Panciatichi hörte, brauste er auf. „Nie und nimmer! Die Panciatichi sind die größten Feinde unserer Familie!“

Bronzino war ratlos. Als er dann mit Lukrezia allein war, klagte er ihr sein Leid. Das Mädchen lächelte und sagte: „Ich werde zu Euch nach Florenz kommen... Was hat die Kunst mit der Feindschaft der Menschen zu tun?“

Und so geschah es auch. Ohne daß ihr Vater davon wußte, stand Lukrezia dem Maler Modell. Wieder wölbte sich der grüne Himmel, und wieder blühte Lukrezias süßes Angesicht mit den goldenen Haaren vor den grünen Wetterwolken.

Das Gemälde war beendet. Als der Fürst Panciatichi mit seinem Sohne Bartolomeo, von Bronzino verständigt, in das Atelier kam, sah er lange schweigend das Bild an. Dann lobte er die Schönheit des Gemäldes und vor allem die Schonheit der Madonna. „Ich sollte die Züge kennen“, meinte er nachdenklich.

Sein Sohn Bartolomeo aber winkte heimlich dem Maler und gab ihm zu verstehen, daß er mit ihm allein reden wolle. Als der Fürst ging, blieb Bartolomeo und fragte erregt: „Wer hat Euch Modell gestanden? Sagt es mir, Bronzino!“

Bronzino lächelte. Dann sagte er: „Ihr sollt sie morgen kennen lernen. Wir reiten bei Morgengrauen.“

Pietro di Malti war wütend, als er am nächsten Tage von Bronzino erfuhr, daß seine Tochter für die Panciatichi gemalt worden sei. Aber dem vereinten Zureden des Malers, Bartolomeos und nicht zuletzt Lukrezias, die sofort an dem jungen Panciatichi Gefallen gefunden hatte, gelang es, den alten Malti zu bewegen, mit nach Florenz zu reiten.

Am Abend kam dann Bartolomeo mit seinem Vater wieder in das Atelier Bronzinos. Dieser stand lächelnd neben dem Gemälde und sagte zu dem Fürsten: „Euch ist gestern die Madonna meines Gemäldes bekannt vorgekommen. Wollt Ihr sie sehen?“

Und er rief Lukrezia, die hinter einem Vorhang gestanden hatte. Der Fürst starrte das Mädchen an und sagte zögernd: „Ihr seid eine Malti! Oder irre ich mich?“

Das Mädchen sprach nichts und sah ihm in die Augen. Da rief Bartolomeo: „Ja, Vater, es ist Lukrezia di Malti. Und ich bitte Dich, Vater: Erlaube, daß sie meine Gattin werde!“

Der alte Panciatichi ballte die Fäuste. Aber Lukrezia sah ihn unentwegt an. Da sagte er mit gepreßter Stimme: „Und Pietro? Euer Vater?“

„Der will mit Euch Frieden schließen!“ sagte der alte Malti, der sich hinter dem Gemälde versteckt gehalten hatte...

Bronzino war allein. Das Licht des Mondes schien durch das Fenster und legte silbernen Glanz über das Gemälde. Bronzino wischte sich eine Träne aus den Augen, streichelte über das goldene Haar seiner Madonna und flüsterte: „Gemaltes Glück, seliger grüner Wolkenhimmel!“

Und er wußte: Glück und Liebe sind ein Hauch. Kunst aber überdauert Leid und Entsagung.

★

Der kleine Hornist / Skizze von Josef Robert Harrer, Wien

Als am Abend des 22. Mai 1809 die Franzosen in der mörderischen Schlacht bei Aspern geschlagen waren und der zum erstenmal besiegte Napoleon mit seinem Heer den Rückzug angetreten hatte, ritt Erzherzog Karl, umgeben von seinen Offizieren, nach Wien. Auf derselben Straße fuhr eine lange Reihe von Wagen, auf denen sich verwundete Oesterreicher und Franzosen befanden. Eben holte der Erzherzog einen Wagen ein, als sich in diesem ein kleiner Soldat mühsam aufrichtete, den Feldherrn glücklich anlachte und eine Trompete an den Mund setzte. Im nächsten Augenblick schmetterte er eine Weise in den goldenen Maiabend, daß Erzherzog Karl sein Pferd anhielt und lauschte. Als der Trompeter geendet hatte, sagte der Feldherr: „Das hast Du herrlich geblasen, Hornist. Aber diese Melodie ist mir unbekannt.“

„Sie ist mir eben eingefallen, Kaiserliche Hoheit, weil ich so glücklich bin, daß wir die Franzosen samt ihrem großen Napoleon echt wienerisch untergekriegt haben.“

„Wie heißt Du?“

„Hornist Alois Eppensteiner vom dritten Linienregiment, zweites Bataillon, erste Kompanie.“

„Verwundet?“

„Schuß im rechten Oberschenkel, Kaiserliche Hoheit.“

„Was wünschst Du Dir, Kompaniehornist?“

„Ich bin in Liechtental zu Hause, Kaiserliche Hoheit. In der ganzen Umgebung verlacht man mich, weil ich so klein bin und weil ich es nur bis zum Kompaniehornisten gebracht habe. Ich möchte es denen schon zeigen, daß ich trotzdem ein tüchtiger Kerl bin.“

Der Erzherzog lächelte. Dann sagte er: „Hast Du eine Braut, Regimentshornist?“

„Wie? Höre ich recht? Regimentshornist? Kaiserliche Hoheit haben sich nur versprochen. Das kann doch nicht wahr sein.“

„Wenn ich mich versprochen habe, so bleibt es doch dabei. Nun möchte ich die Antwort!“

„Gehorsamsten Dank, Kaiserliche Hoheit! Natürlich habe ich eine Braut. Jeder Liechtentaler hat zumindest eine Braut. Sie heißt Johanna; übermorgen feiert sie ihren Namenstag. Wenn sie erfährt, daß ich Regimentshornist geworden bin, wird sie mir treu bleiben, auch wenn ich nur ein lahmer Krüppel bin.“

„Darüber mach' Dir keine Sorge! Tüchtige Soldaten vergesse ich nicht... Du kommst jetzt sofort ins Spital, das Weitere wirst Du hören.“

Erzherzog Karl reichte dem Hornisten die Hand und wollte weiterreiten. Da blickte ihn der kleine Soldat so treuherzig an, daß der Feldherr verweilte.

„Darf ich meine neue Weise die ‚Erzherzog Karl-Aspern-Weise‘ nennen und Ihnen, Kaiserliche Hoheit, widmen?“

Erzherzog Karl nickte lächelnd und gab einem seiner Offiziere einen Wink. Dieser ritt nahe heran und sagte: „Blase die Weise nochmals!“

Sie erklang. Der Offizier, selbst ein Musiker und ein Freund Beethovens, notierte sie. Dann ritt er dem Feldherrn nach. Alois Eppensteiner sank trotz der Schmerzen glücklich lächelnd auf das Stroh zurück. Ueber dem Kahlenberg hob sich ein grüner Wolkenberg; es war dem kleinen Hornisten, als blühe dort oben der Garten des Glückes.

...Am Morgen des 24. Mai herrschte in Liechtental, einem der schönsten Vororte Wiens, große Aufregung. Man hatte bereits gehört, daß der Erzherzog selbst mit dem kleinen Alois Eppensteiner gesprochen habe. Vor dem Wohnhause drängten sich die Liechtentaler; denn eben zog eine Kompanie des Linienregimentes auf.

Johanna, die zu den Eltern ihres Bräutigams geeilt war, sah mit roten Wangen aus dem Fenster. Da nahte von der Stadt her ein Trupp Reiter. Es waren fünfzig Hornisten, die vor dem Hause Aufstellung nahmen. Dann kam ein kaiserlicher Wagen, in dem man Alois Eppensteiner erblickte.

Tosender Beifall, Jubelrufe begrüßten ihn.

Der Wagen hielt. Ein Offizier winkte mit der Hand. Es trat Stillschweigen ein. Dann verkündete der Offizier:

„Im Namen Seiner Kaiserlichen Hoheit, Erzherzog Karls! Der Kompaniehornist Alois Eppensteiner, der sich in der Schlacht bei Aspern ausgezeichnet hat, wird zum Regimentshornisten ernannt. Da er infolge der Verwundung den Soldatenberuf nicht mehr ausüben kann, soll er fortan die Stelle des ersten Hornisten im Orchester des Kärntnertortheaters einnehmen. Für die von ihm komponierte ‚Erzherzog Karl-Aspern-Weise‘ erhält Alois Eppensteiner 5000 Gulden. Seiner Braut Johanna schickt Seine Kaiserliche Hoheit zum Namenstag diesen Strauß weißer Rosen und einen Brillantring. Und nun spielen die fünfzig Hornisten die Weise Eppensteiners zum Ruhme Erzherzog Karls, zum Lobe des kleinen Hornisten und zur Ehre des Vaterlandes!“

Der Offizier sah Alois Eppensteiner an, der sich vor Glück kaum fassen konnte. Dann begannen die Hornisten zu spielen. Die Weise erklang so laut, daß man sie bis in die innere Stadt hörte.

Da stürzte Johanna aus dem Hause. Mit einem jubelnden Schrei lief sie auf Alois zu, während die Liechtentaler in stürmische Hochrufe ausbrachen. Die Glocken der nahen Kirche begannen zu läuten, und die Sonne legte ihr goldenes Licht über alles.

Nun hatte der kleine Hornist die Anerkennung seiner Liechtentaler gefunden. Und daß der große Beethoven noch am Nachmittag einen Besuch machte und in seiner kurzen Art vorsprach, brachte den Hornisten beinahe in die Musikgeschichte. Denn Beethoven gefiel die Weise des Hornisten so gut, daß er ihn bat, sie in einer Symphonie verwenden zu dürfen. Daß der große Tonmeister seinen Vorsatz später vergaß machte Alois Eppensteiner nicht unglücklich. Denn das Glück, das er seinem geliebten Feldherrn verdankte, war so groß, daß sein ganzes Leben davon gesegnet war.

In Liechtental aber sang und pfiff jung und alt zwei Menschenalter lang die Weise des kleinen Eppensteiner, wenn man über eine große Freude jede andere Melodie vergessen hatte. Und obwohl er ein berühmter Musiker im Kärntnertortheater war, hieß er bis zum Lebensende nur der kleine Hornist.

Ein fahrendes Verkehrsgericht tagt auf der Landstraße



Das Schnellgericht nimmt unter freiem Himmel an der Stelle des Verkehrsvergehens eine Vereidigung vor. Nach der amerikanischen Prozeßordnung haben nicht nur die Zeugen, sondern auch der Angeklagte den Eid zu leisten.

Die kalifornische Stadt Inglewood hat als erste ein Verkehrs-Schnellgericht eingeführt, das sich in jedem Falle sofort an den Tatort des Verkehrsvergehens begibt und auf der Stelle den Prozeß durchführt.

Die Fahne vom dreizehnten Regiment.

Skizze von Georg Paul Lücke.

Der Tag vor Leuthen.

Seitwärts der Neumarkter Straße hielt im Weststurm der König. Hinter ihm wehende Mäntel, fliegende Federbüsche, die Generalität. Erzgegossen stand der Schimmel Condé. Nur seine Mähne flatterte ihm über die Augen, daß er unwillig den edlen Kopf schüttelte.

Im Gleichschritt zog das Heer heran.

„Habt Acht!“ Muskeln straften sich, Augen leuchteten, Köpfe flogen dem König zu, Tritte knallten auf hart gefrorener Straße im Takt der Disziplin.

Majestät hob die Hand zum Gruß. So zogen sie vorüber, die schlachterprobten Regimenter, des Königs Grenadiere, goldbemützt, weißbestrumpft, am Bandelier die Zündgranate, des Seydlitz blitzende Kürassiere, die rote Zietenschar, Forçadesche Jäger, die Regimenter Braunschweig und Winterfeldt.

Trockener Staub wogte auf, Trommelklang, das Geschwirr der Querpfeifen, klingendes Spiel. Schulterriemen und Koppeln knarrten, Griffe schlugen.

Dann, inmitten verblichener Farbenpracht ein dunkler Schatten. Des Königs Generale erstarrten. Stirnfalten bildeten sich, Lippen preßten sich aufeinander.

Die Fahnenkompanie des dreizehnten Regiments, des namenlosen!

„Degradée, la Canaille!“ so waren des Königs Worte gewesen, als der Hauptmann de Lagalière, der bei Groß-Jägersdorf die Spitze gehalten, dem Drängen seiner Leute nachgab und dem Anprall des Gegners wider ausdrücklichen Befehl wich.

Jetzt wuchtete des Königs Ungnade auf der Kompanie. Kein schimmerndes Zeichen, kein Orden, kein Portepee hob das Schwarz-Blau der Uniformen.

Der Leutnant Lagalière führte die Fahnenkompanie, die Unteroffiziere Schweidnitz und Seckendorf gaben seine Befehle weiter. Der Gefreite Hompesch trug die in schwarze Lederhülle gepreßte Fahne. Keine Trommel schlug, kein klingendes Spiel rührte sich. Vergeblich suchten sehnende Augen den Blick des Königs, der über die Bajonette hinweg, kalt und fremd, im grauen Winternebel sich verlor.

Doch als die Strafkompanie vorüber, stäubte die Hand den Prisenrest vom graugrünen Rock, flog doch ein Lächeln nach. Und wieder hob sich die Hand zum Gruß den Regimentern Keith und von Schwerin. —

Die Schlacht von Leuthen stand. —

Friedrichs Armee hatte den ersten Stoß des Lothringers aufgefangen. Dann bemühte sich, den rechten Flügel der Oesterreicher zu neuem Angriff zu sammeln.

Auf dem Hügel hielt der König. Sein Blick schweifte über das weite Feld, ruhte nachdenklich auf der Spitze des Zentrums, wo die „degradierte Kanaille“ um die eingehüllte Fahne stand. Rechts und links knatterten die Feldzeichen der anderen im Winde, hoben sich auf ihnen die preußischen Adler wie zum Flug.

„Vorwärts, zum Sturm!“ lautete des Königs Befehl.

Adjutanten preschten, Rossenüstern schnaubten, Kornette flogen von Linie zu Linie. Der „Hohenfriedberger“ dröhnte auf.

Doch schon fuhren die Säbelblitze der Erdödyhusaren in die linke Flanke, stieß das Regiment Toskana wuchtig vor, malmten des Lichtensteiners Kartätschen im Zentrum. Sorge kam auf im blauen Auge des Königs. Die Flügel wankten unter dem Stoß des Gegners. Nur die Mitte stand in eiserner Linie, in die das Feuer bereits blutige Kanäle gebohrt.

De Lagalière war nicht mehr. Sein todesstarres Auge gegen den Feind gerichtet, so hatte er die Schuld seinem König bezahlt. Schweidnitz und Seckendorf todeswund ihm zur Seite.

Da riß der Hompesch die Hülle vom Tuch, daß der Sturm in jähem Stoß die Fahne entfaltete: „Kameraden! Wir haben im Leben dem Fritz die Treue nicht bewiesen. So sei es im Tod!“

„Heil Fridericus Rex!“ dröhnte es wie Donner über der Schlacht, daß auch des Königs Ohr den Ruf vernahm.

Klirrend fuhren die Bajonette, zum Stoß bereit, in die Waagerechte, dröhnte das Kalbfell unter dem Sturmwirbel, und jauchzend grüßten sie den bleichen Tod.

Da hob der König stumm die Hand, zu grüßen, die dort vorwärts brachen in das feindliche Gehege, daß ihre Wucht die wankenden Flügel mit sich riß. —

Der Sieg von Leuthen leuchtete in die Sonne, die den Nebel durchbrach.

„Schreiben Sie! Das Regiment von Wartensleben ist hiermit salviert. Major de Lagalière übernimmt die Führung des ersten Bataillons. Die Hauptleute von Schweidnitz und von Seckendorf sind zur ersten und zweiten Kompanie kommandiert. Der Leutnant von Hompesch geht nach Potsdam zur Kriegsakademie. Von heute ab trägt die Regimentsfahne den Adlerorden im Feld.“

So sprach der König, in dessen Augen glitzernde Feuchte stand. Adjutanten preschten, Rossenüstern schnaubten, Kornette rasten durch Schweiß und Blut.

Sie fanden einen dunklen Hügel um den zersplitterten Schaft geballt, an dem die Fahne, zerfetzt und zerrissen, siegkündend im Winde zitterte über der toten Kompanie.

Halb blond, halb braun.

In Amerika erblickte vor einigen Monaten ein neuer Erdenbürger das Licht dieser verrückten Welt, der auf der einen Seite eine feuerrote, auf der anderen eine blonde Locke trug. Im Laufe der Monate hat sich dieser sonderbare Haarwuchs auf beiden Seiten gleich üppig entwickelt, und Mister Wilford Price junior versprach, das schönste Schaubudenzugstück zu werden. Freilich ist ihm heute das ganze Geschäft verdorben. Denn die gelehrten Herren konnten sich nicht enthalten, den sonderbaren Fall lang und breit in den ärztlichen Fachschriften zu behandeln, freilich ohne zu einem abschließenden Urteil über die Ursache dieser merkwürdigen Zweiteilung kommen zu können. Aber Mister Price wurde dadurch — ohne es selbst zu wissen — zum Schöpfer einer neuen Haarmode. Ein findiger Lockendreher hatte den Gedanken der gütigen Natur aufgenommen und zeigte in seinem Schaufenster eine leibhaftige junge Dame, die auf der einen Seite semmelblonde, auf der anderen kohlrabenschwarze Haare trug. Die neue Mode fand begeisterten Anklang. Alle Friseure von New York haben sich auf die neue Tracht umgestellt.